

Unser Planet.

B l a t t e r

für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

N^o 137.

(II. Jahrg.) Freitag, den 10. Juni.

1831.

Gedichte in niederösterreichischer Mundart von J. J. Castelli. Sammt allgemeinen grammatischen Andeutungen über den niederösterreichischen Dialect überhaupt, und einem Idioticon zur Verständlichmachung der in diesen Gedichten vorkommenden, der n. ö. Mundart ganz eigenthümlichen Wörter. Gedruckt auf Kosten des Verfassers. Wien. In Commission bei F. Tendler. 1828.

Castelli's niederösterreichische Gedichte haben in dessen Vaterlande außerordentliches Aufsehen erregt, sie sind zum Theil in den Mund des Volkes übergegangen und würden sicher auch im Auslande zu gleichem Erfolge gelangt sein, wenn wir andern Deutschen den Muth hätten, auf die Gefahr der anfänglichen Schwierigkeiten hin, in den Geist der Sprache, zu dessen leichterem Erfassung der Dichter in den vorhergehenden grammatischen Andeutungen so hilfreiche Hand geboten hat, uns hineinzuarbeiten. Keiner sollte sich durch die ersten Mühen, durch das fremdartige Aussehen der Wörter abschrecken lassen, die letzteren werden uns, nach kurzem Umgange, schnell vertraut, und gewiß ist dieses Bestreben später mehr, als manches andere Studium, lohnend und genussreich.

Castelli ist gewissermaßen der Repräsentant des schöngeistigen Lebens in Wien, und die Worte, welche Dehnen- schläger ihm in's Stammbuch schrieb, deuten ebenfalls darauf hin. In seinen Gedichten — namentlich den niederösterreichischen — findet man ganz dieselbe kindliche und neckende, aber wohlwollende Natur wieder, welche den Grundstoff im Charakter des Oesterreichers bildet. Es sind in seinen Schriften, wie in der Sprache seiner Landesgenossen, so sinnige, feine Wahrheiten enthalten, die wohl geeignet wären, in den ästhetischen Circeln Norddeutschlands, oder wohl gar in den pikanten Pariser Salons Stück zu machen und Aufsehen zu erregen; aber alle diese Wahrheiten streben, solche Auszeichnung umgehend, vielmehr sichtlich darauf hin, nur im schlichtesten Gewande zu erscheinen, und das herzlich-volle Lachen einer gesunden

Natur gilt dem Scherze des Wiener Volksdichters mehr, als das coquette Unterlippenlächeln einer geistreichen, aber an Migraine leidenden Dame Norddeutschlands. Der österreichische Humor und der eines Castelli will, gleich einer kräftigen Bergluft, mit voller Brust eingeathmet sein, aber man darf ihn nicht, gleich den nach Lavendelwasser riechenden Berliner Salembour- Jephyren, sich zierlich zuschnüffeln lassen und mit üblischen und naturgemäßen Anstandspausen in ästhetischen Diebsportionen schlucken, damit sich Keiner etwa verkuft. —

Auch finden wir in diesen niederösterreichischen Gedichten ganz die naive Kürze dieser Leute wieder, welche namentlich die dortigen Mädchen so reizend kleidet und die Castelli, in seinen vorangeschickten „verschiedenen Andeutungen“, bei Gelegenheit seiner Auslegung des allbekannten nationalen Wortes „hält“ (das von ihm bald als das hochdeutsche denn, eben, nun, einmal etc., bald auch als bloße Verstärkung irgend eines Nebenwortes angegeben wird) durch ein sehr sinnreiches, praktisches Beispiel erläutert, welches hier wörtlich einen Platz finden mag: —

„Ich kann mich nicht enthalten (bemerkt er), hier ein Beispiel anzuführen, wo das einzige Wörtlein hält Alles ausdrückt, was ein gekränktes Gemüth gegen eine herabwürdigende Beleidigung zu erwidern vermochte. Ich ging auf der Straße und sah vor mir ein sehr hübsch gebautes Bauermädchen mit einem Korbe voll Trauben gehen. Ein junger Mensch bedrängte sie lästern von allen Seiten, schnüffelte um sie herum, und hatte endlich sogar die Frechheit, sie in den vollen runden Arm zu kneipen; da blieb sie stehen, maß ihn mit großen Augen, stemmte beide Arme in die Seiten und rebete ihn in einem spöttisch-fragenden Tone mit den Worten: Nān hält? an. Nur der Niederöreicher allein fühlt die ganze Kraft dieser winzigen zwei Wörter. Sie sollen heißen: Was willst du von mir? Wie kannst du dich erfreuen, mich zu betasten? Hältst du mich für

eine Schandbirne? Ich bin ein braves Mädchen, und du wärst schon gar nicht der Mann, dem ich Rede stehen möchte, und wenn du nicht auf der Stelle gehst, so werd' ich dich mores lehren. — Ich sehe manchen Fremden über diese Auslegung lächeln, aber ich versichere, daß in diesem Worte kein, mit dem gehörigen Tone verbunden, wirklich all' dieser Sinn liegt."

Allerdings streift diese allumfassende Auslegung zweier Sylben an's Unglaubliche, allein man muß bedenken, daß die gleichgültige Miene des Papiers nicht die des zürnenden Mädchens erschwingt, welches mit Ton, Geberde und Gesicht seinen einfachen Worten erst den Nachdruck gab und den eigentlichen Charakter verlieh. Und mit dieser Berücksichtigung wird Freund Castelli seinen kühnen Prozeß wohl gewinnen.

Es liegt in dem Wortchen halb eine so willenslose, unbewusste Poesie, wie in den Leuten selbst, und diejenigen Fremden, welche es blindlings um sich werfen, um damit eine angebliche Nachahmung der österreichischen Sprache herauszubringen, werden höchstens eine deren wahren Wesen völlig entfremdete Caricatur erzielen, und mögen Castelli's darüber ertheilte Straspredigt und Abfertigung auf sich anwenden und beherzigen.

Wirklich verdient unser Dichter — welcher, wie er in seinem Vorworte sich selbst erklärt, bei seiner durch mehrfache Gelegenheit erlangten Kenntniß des niederösterreichischen Dialects, wohl gefühlt hat, „welche Naivität, welche Fröhllichkeit, aber auch zugleich, welch' ein tiefes Gemüth in demselben liege" — den von mehreren Seiten ihm gewordenen Vergleich mit Hebel, welchen er schon seit längerer Zeit als seinen Liebling anerkannte und der ihm, bei Abfassung volksthümlicher Dialectgedichte, als Vorbild natürlich am nächsten liegen mußte. Er hat ihn in der wunderbaren Verschmelzung des Ländelnden mit wahrhaft poetischer Gemüthstiefe, der einfachen Anschauung mit einer gewissen heitern Ironie, des klagennden, kindlichen Schmerzes mit dem schauerlich-stillen Tone der Ballade, kurz in allen den tiefergreifenden Naturlauten einer seelenvollen Gemüthlichkeit und Naivität, erreicht und steht ihm auch in der Kenntniß und eben so sichern als gefälligen Behandlung seiner Mundart nicht nach. Es sind Volksgedichte im edlern Sinne, einfach genug, um einem kunstlosen Gemüthe wohlthuend und anlockend zu werden, und bedeutungsvoll genug, um auch höhere Ansprüche ächter Poesie nicht unbefriedigt zu lassen.

Wie rein naiv ist z. B. folgendes Liedchen, welches Castelli mit einer gewissen Vorliebe zu dem ersten seines Buches gemacht hat: „Alloan (Allein)!"

„I hân eng a Haifl ân Moan,
Dâs Haifl is saun'r und nôd kloan,

Aw'r âl maini Bima

Dô gefâl'n ma hâld nima:

Den i bi in den Haifl aloan.

Gut Bôga'n, bâld gros und bâld kloan,

Dô fids'n foa'n Haifl au'm Moan,

Ean G'sang'l duad schâl'n,

Aw'r's wûl ma nôd g'fâl'n:

Den i hea' hâld dô Bôga'n aloan.

Au'm Bea'cha'l foa'n Haus schdehd a Schdoan,

Dâ fids'i und schuaid maini Schdoan,

Dâ flâchd ma waidmehdi,

Dô Ausfichd is brechdi:

Aw'r's g'fraid mi dôs Schau'n nôd aloan.

A Dia'n hâd da Wia't fon da G'moan,

Dô wa' fia' mi rechd, wia-n-i moan:

Bu'n Wai hân i f' g'numa

In foaringa Suma,

Und fida-den *) bin i nima' aloan.

Es wûl's äwa hâgd nima doan;

Main Haifl dôs wia'd ia' schon g'kloan.

Dô Nua is ausg'fleg'n,

I hân mi bidrog'n,

O! i wolt' i wa' wida' aloan!"

Und welches klagende, schmerzlich = schaurige Gefühl, so ganz dem Charakter einer Volksballade entsprechend, durchathmet nachstehendes Gedicht, welches in seiner milden Schwermuth wohl zu den vorzüglichsten des Buches gehört: „da Bâch (der Bach)!"

„Da Bua, dea' schdehd bân Bâch,

Und schaud eam drauri nâch,

„Du glicklig's Bassa'l!" hâdd a' ân, —

„Dâs dua't'n âwirina **) fân,

*) fida-den: seitdem.

**) âwirina: hinabrinne.

Wo maïna Lisl' ia' Gidd'l schdehd,
Und wo s' bai dia' schbädsfian gehd:
D' Wassa'l! o i bid,
Liab's Wassa'l, nim mi mid!"

Da Buä, dea' schdehd bain Wäch,
Häind häd a goa' foan Gläch:
Den d' Lisl' dö schdehd bain eam dä,
Ea' häled f'rechd nädh sain Gniag'n äh.
Und wia' äfd *) glänz da Echdean'dlschäin,
Dä schdaig'n s' in a Schinackl **) ain,
Da Wäch, dea' schdraibd si nid,
Al zwen nimd 's Wassa'l mid.

Da Buä, dea' schdehd bain Wäch,
Und schaud eam drauri nädh,
Dö Augna sand eam näs und driaw,
Den d' Lisl' had an Ända'n liaw;
Sain Wang is bloach und fäld eam ain,
Fül Drobfnä fäl'n in's Wäch'l drain:
„D' Wassa'l! o i bid,
Nim s' zu da Lisl' mid!"

Dö Lisl' schdehd bain Wäch,
Gfraid si au'm neged'n Wäch,
Wal s' mid an Buam, goa' raich und
schen,
Ehon muaring zum Aldoa' sol gehn;
Si lächd in's Wäch'l aini drain,
Und denkd, wia' s' muaring schen wia'd sain.
D' Wassa'l! — ruafd s' — „i bid,
Liab's Wassa'l! gfräi di mid!"

Da Buä, dea' schdehd bain Wäch,
Schda' schaud a'n Wassa'l nädh,

Gänz z'rafd san faini schwoa'z'n goa',
Und d' Jack'n häd a z'riss'n goa'.
Ea' schdehd und schaud — das Wäch'l brausd,
Ea' schlagd fua'n Kobf si mid da Fausd,
Hiagz schbringd a drain — suachd Frid,
Und 's Wassa'l nimd 'n mid.

Dö Lisl' gehd bain Wäch,
Ja' Braidigam gehd ia' nädh,
Eö röd'n und g'schwoasln alahänd:
Dä drägd da Wäch 'n Buam an's Länd;
Grad fua' da Lisl' wia'fd a 'n aus,
Sie schaud, sie schraid — ia' kumd a Graus,
Häd nimamea' an Frid,
Dis 's Wassa'l ah nimd mid."

Höchst anmuthig nimmt sich die niederösterreichische Mundart im Ausdruck einer gewissen schalkhaften Kürze aus, welche gleichsam noch weit mehr hinter'm Berge zu halten scheint, als sie eigentlich mit klaren Worten sagt. Dieß spricht sich z. B. in dem kurzen erzählenden Liedchen: „s' Hälba Wärl" (das Hirten-Pärchen) ganz besond'ers treffend aus:

„Da Hans'l hält Dgēna, dö Gred'l hält Kīa,
Und äfd hām s' anand goa'n griagd, ma woas
goa' nöd wia.

Da Hans'l häd ausdrib'n um fiari fua' Wäch,
Und dö Gred'l häd ausdrib'n um finfi glai nädh.

Da Hans'l häd hindrib'n zum Gmoanwia't sain'n
Droad,
Und dö Gred'l häd hindrib'n danomad af d' Woab.

Dö Gred'l häd dud'lt herent *) bai dö Kīa,
Und da Hans'l häd dud'lt fon drent'n **) mid ia'.

*) äfd: schon.

**) Schinackl: Nachen.

*) herent: herüber, diesseits.

**) drent'n: drüber.

Da Hans'l hād iwri *) a Buss'l g'woa'fa,
Und dō Gred'l hād āfd'n oan's iwra'aid **) a.

'n Hans'l sains Dgēna, da Gred'l iari Rīa,
Soan unt' ranānd kema, ma woas goa' nōd wia.

Da Hans'l und d' Gred'l soan ah bānānd g'wōēd,
Und Neamsd ***) hād's nōd g'wōēd, dōs woā' schon's
ālabēd.

Und g'hairād hām f' āfd, 's schdengān hīazd in
oan'n Haus

Dō Dgēna und d' Rīa, und so is dō Geshichd
aus."

Die Schmiegsamkeit dieses Dialectes und Anwendbarkeit desselben für alle Versarten, selbst für die elegische, ist wirklich zu bestaunen und zeugt für seine Lieblichkeit, aber auch zugleich für seine Kernhaftigkeit. Einige Distichen aus dem in Ton und Ausführung ganz vorzüglich gehaltenen, größern beschreibenden Gedichte: „da Baua bāin Roāsa saina Grāngad (der Bauer bei des Kaisers Krankheit),“ mögen den Beleg zu dieser gemachten Bemerkung abgeben:

„Dromad †) sizd a' au'm Wāg'n, und wia's selwa
wūl, lāfd a's Nos gehn,

Denkd: Wās i hoambringa dua, bring i noh āla-
wal z'frua;

Singa duad a hīazd nōd, und ah da Dowag schmōckd
eam nima,

Fluach'n dad a wohl ge'n, āwa' ea' fīa'hd si
da Sind.

Danichi Baua'n bigōg'nd a' au'm Wōch, und dō doan
a schen grīa'f'n,

Āwa' ea' dānkd eana kam, so das f' dakema ††)
fua' eam,

*) iwri: hinüber.

**) iwra: herüber; kai'n: werfen.

***) Neamsd: Niemand.

†) Dromad: oben.

††) dakema: erschrecken.

Und da' Dani zun Andā'n glai sagd: „Wās muas 'n
Bāch huāba

Den iwa d' Eōwa sain g'foa'n, das a so gre-
massi *) is?“ —

Bain an oansichding **) Wia'dehaus, wās schdēhd
au'm Wōch ān da Schdrāfn,

Wo-r-a sunsd Hai gōb'n hād, wān a' in d' Schdād
āini is,

Soa'd a ah dōsmāhl fabai; da Wia'd schdēhd grād
unta da Dia' dā,

Muafd eam: „Bāch huāba! wia' schlaund's? ***)
wia'd hāind nōd g'wassad bai
mia'?

I hāw hāind oan āngabfd, an Zwōagzwōangā' an
guād'n!“

Und da Bāch huāba sagd draf: „Dāng schen,
i hān hāind koan Duā'schd.“ —

Und so wollen wir diese mild-freundlichen Klänge Süd-
deutschlands auch den Bewohnern unsers Norden zu anmu-
thiger Erheiterung empfohlen haben.

H. Meynert.

B u n t e s.

Beitrag zum Verikon der Mißbräuche in No. 124 „Un-
fers Planeten“, 1830, Spalte 991, ad vocem Gerichtsporteln.
Einer meiner Freunde klagte bei einem deutschen Provinzial-
Obergerichte eine Forderung ein und bezahlte die ihm angeschrie-
benen Gerichtskosten. Im fünften Monate nach beendeter
Sache erhielt er von demselben Gerichte eine Verfügung, in
welcher ihm eröffnet wurde, „daß er an die Salarien-Kasse noch
acht Silbergroschen neun Pfennige, einschließlich fünf Pfenn-
ige Kassen-Quote davon, schuldig sei und man diesen
Betrag, zu Vermeidung mehrerer Kosten, durch Postvor-
schuß entnommen habe.“ Dafür bezahlte er fünf und zwanzig
Silbergroschen drei Pfennige an das Postamt seines Wohn-
ortes. Als er mir das erzählte und nachwies, schüttelte er
lächelnd den Kopf und meinte, das sei doch eine curiose Art,
Kosten zu vermeiden.

*) gremassi: verbräglich.

**) oansichding: einzeln, einsam.

***) wia' schlaund's: wie geht es?